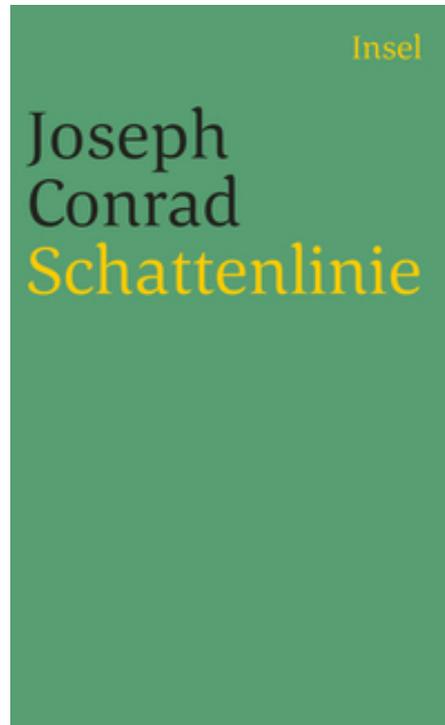


Insel Verlag

Leseprobe



Conrad, Joseph
Schattenlinie

Roman

Aus dem Englischen von Heinz Piontek

© Insel Verlag
insel taschenbuch 2534
978-3-458-34234-2

Zeit: 1888. In der Hafenmetropole Bangkok wird von einer Reederei dringend ein Schiffsführer gesucht, der eine günstige Ladung von hier nach Singapur transportieren soll. Im Hafen wartet eine schnittige Dreimastbark, schon beladen und bemannt mit einer malaiischen Crew. Auf eine maßgebliche Empfehlung hin übergibt der Eigner seinen Segler einem jungen, frisch ernannten Kapitän als *erstes Kommando*.

Entfernung von Hafen zu Hafen: 800 Seemeilen – eine Strecke, die Schiffe wie das eben erwähnte flott in zehn Tagen zurücklegen. Der junge englische Kapitän jedoch, der glaubte, schon sein Glück gemacht zu haben, benötigt die doppelte Zeit. Für ihn wird sein *erstes Kommando* gleichsam zu einem Horrortrip. Zu einer Prüfung ohnegleichen, die seiner gesamten Existenz gilt.

Jene *Schattenlinie*, die unsere unbekümmerte Jugend vom Beginn unserer Reife trennt, von unserem neuen Verantwortungsgefühl für die anderen, die Gesellschaft, läßt dieser Schiffskommandant für immer hinter sich.

»Schattenlinie« erschien 1917. Der Roman ist das Meisterwerk aus der Spätzeit des Autors Joseph Conrad. Zugleich ist er sein einziger autobiographischer Roman. Er selbst, Conrad, ist also der Ich-Erzähler, der neuerannte Kapitän. Auch er erhielt sein erstes Kommando in Bangkok.

Muß man noch erwähnen, daß Joseph Conrad (1857-1924) ein Pseudonym des gebürtigen Polen Teodor Józef Konrad (Nałęcz) Korzeniowski ist? Mit siebzehn verließ er seine Heimat. Rund zwanzig Jahre fuhr er zur See. Erst als Kapitän der britischen Handelsmarine entschloß er sich, seinen von Kind auf gehegten Berufswunsch zu realisieren: den eines Buchautors.

Man hat Conrad nachgesagt, er schreibe »das genaueste und schönste Englisch seiner Zeit«. Seine Prosa ist nüchtern, spannend, nautisch präzise und gedämpft farbig in einem, dabei nicht ohne Humor. Ihre Spiritualität aber bleibt immer bitterklar – ob sich nun beim Dichter ein tiefer Pessimismus geltend macht oder ob er sich stoisch und unbeugsam zu einer humanen Maxime bekennt.

Thomas Mann, oft als der unbestreitbar größte Romancier des 20. Jahrhunderts gefeiert, erinnerte bei solchen Anlässen nicht selten an Joseph Conrad: »Er überragt uns alle.«

Nummehr beginnt dieser großartige, wirklich große Erzähler überall auf der Welt eine neue Aktualität zu gewinnen. Auch Heinz Piontek trägt dazu bei mit seiner glänzenden Übersetzung des Romans.

insel taschenbuch 2534
Joseph Conrad
Schattenlinie



Joseph Conrad

Schattenlinie

Roman

Deutsch von Heinz Piontek

Insel Verlag

Die englische Originalausgabe erschien unter dem Titel
»The Shadow-Line.« A Confession – 1917.
Die deutsche Übersetzung folgt dem Text der Ausgabe von Jeremy
Hawthorn,
die er für die Reihe »World's Classics« herausgab und die 1985 in der
Oxford University Press (Oxford, New York, Toronto) erschien.

4. Auflage 2016

Erste Auflage 1999

insel taschenbuch 2534

© Insel Verlag Frankfurt am Main und Leipzig 1999
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Vertrieb durch den Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Satz: Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Printed in Germany

Umschlag: hißmann, heilmann, hamburg

ISBN 978-3-458-34234-2

*Borys
in Liebe zugeeignet;
ebenso jenen, die, gleich ihm,
schon frühzeitig
die Schattenlinie ihrer Generation
passiert haben.*

*D'autres fois, calme plat, grand miroir
De mon désespoir!*

I

Baudelaire

Nur junge Menschen kennen solche Augenblicke. Ich meine nicht die ganz jungen. Die ganz jungen stehen, strenggenommen, solchen Augenblicken noch fern. Es ist das Vorrecht der Herangewachsenen, *im voraus*, ja schon in vorweggenommener Zukunft zu leben und zusammen mit einer Hoffnung von unerhörter Ausdauer, die weder Pausen noch jähes zweifelndes Innehalten kennt.

Einmal aber wirft man die kleine Gittertür hinter sich ins Schloß. Endgültig hat man sich von jener Altersstufe getrennt, in der man für andere nichts weiter war als ein junger verträumter Dachs. Und eh man sich versieht, streift man mitten durch einen Baumgarten, ja ein Baumland von sonderbarem Reiz. Hier leuchten selbst Schatten verheißungsvoll. Es scheint gleichgültig, welchen Pfad man einschlägt. Jeder hat etwas Verführerisches. Gewiß kommt das nicht daher, weil das Land, durch das wir uns fortbewegen, womöglich ein noch unentdecktes wäre. Mit Sicherheit haben zahllose Menschen vor uns diese Wege beschritten. Jetzt ist es wahrscheinlich die Anziehungskraft universaler Menschheitserfahrungen, die so stark auf uns einwirken. Seltsam, daß wir ausgerechnet von ihnen das ungetrübt Individuelle für uns erhoffen, das Eigene, Ureigene. Und wenn davon auch bloß ein Stück. Ein Bruchstück!

Während wir weiterziehen, Ausschau halten, stoßen wir immer häufiger auf Spuren. Oh ja, sie haben Zeichen hinterlassen, unsere Vorläufer oder Vorgänger. Nicht bloß Zehen-

abdrücke und Fußstapfen. Mehr und mehr fesselt uns das Spurenlesen. Wir fangen an, uns dabei Geschichten zusammenzureimen. Die mit dem glücklichen Ausgang haben wir besonders gern; andere mit einem Ende, das man von jeher als einen Schlag ins Wasser bezeichnet hat, erregen uns, gehen uns insgeheim lange nach. Schon in einem unserer frühesten Sprichwörter reimt sich Brot auf Not.

Menschengeschick. Das uns allen gemeinsame Los! Zuzeiten hat es recht Ansehnliches zu bieten. Den Strebsamen etwa zahlreiche Möglichkeiten, Verdienste zu sammeln und Prestige zu genießen. Leichter haben es ohne Zweifel die vom Glück Begünstigten.

So verstreicht die Zeit. So vergeht das Leben, weil wir mit der Zeit Schritt halten – bis einmal auch unser Leben Vergangenheit sein wird. Also endgültig vergangene Zeit . . .

Unterdessen haben wir, nicht weit voraus, eine Schattenlinie wahrgenommen. Wie eine Mahnung. Wenn nicht wie eine Warnung! Hohe Zeit, sich darauf gefaßt zu machen, daß auch unsere Jugend nun zu Ende geht und wir die freien unbekümmerten Jahre für immer hinter uns lassen müssen.

In dieser Lebensphase kommen jene Augenblicke, die ich eingangs hervorhob, auffallend oft vor. Zurückgefragt: Was nun für Augenblicke – unumwunden?

Solche, in denen uns Überdruß bis zum Hals stehen kann. In denen wir gegen eigenes Ungenügen zu wüten beginnen oder die Lust zur Provokation in uns hochschießt wie eine Stichflamme. Augenblicke des Jähzorns. Der heftigen Unbesonnenheit vor allem, in welchem junge Leute leicht zu spontanen Handlungen fähig sind. Etwa, Hals über Kopf zu heiraten. Eine halbfertige Arbeit einfach hinzuschmeißen. Ja einen hohen, mit großem Glück erreichten Posten, um den man von vielen beneidet wurde, grundlos wieder zur Verfügung zu stellen.

Eine Eheschließung kommt in meiner Geschichte nicht

vor. Wozu ich mich einst hinreißen ließ, hatte eher mit dem Gegenteil zu tun. Mit einer Trennung, meine ich, die in eine Flucht ausartete. Beinahe in eine Fahnenflucht.

Wer oder was legte mir damals die Idee nahe, ein Schiff, seinen Kapitän und seine Mannschaft nach munterem Händeschütteln tatsächlich im Stich zu lassen und auf der Stelle von Bord zu gehen? Über das Schiff gab es übrigens nichts Nachteiliges zu sagen – außer, daß es ein simpler Steamer war, ein eiserner Kasten, der eben von einem Dampfkessel angetrieben wurde und deshalb natürlich keinen Anspruch auf blinde Treue erheben durfte . . . Wie auch immer!

Ja, was hätte es heute wohl für einen Sinn, mein Vorgehen von damals wortreich zu beschönigen – von damals, als ich schon im stillen mein Tun und Trachten für eine ausgemachte Laune hielt? Was wohl.

Es war ein Hafen in Ostasien.

Und es ging insofern um ein ostasiatisches Schiff, als dieser Hafen sein Heimathafen war. Auf einem blauen, von Klippen gefährlich durchsetzten Ozean trieb es Handel und schipperte hin und her zwischen abgelegenen Inseln. An seinem Heck wehte allerdings die rote Flagge der britischen Handelsmarine und im Topp der Kontorwimpel, der gleichfalls rot war, jedoch grün umrändert, und einen weißen Halbmond zeigte. Denn der Eigner des Schiffs war ein Araber und Scheich dazu; mit einer Ahnenreihe bis in die Tage Mohammeds. Daher der grüne Rand des Wimpels.

Nun war der Eigner das Oberhaupt der fürstlichen Familie. Seltsam, einen treueren Untertan des Empires als diesen Scheich hätte man östlich des Suezkanals schwerlich finden können. Weltpolitik jedoch war überhaupt nicht seine Sache. Über seine Stammesgenossen jedoch schien er mit großer, geheimnisvoller Macht zu herrschen.

Unsereinem war es gleichgültig, wem das Schiff gehörte. Der Eigner mußte in seiner Reederei damals auch weiße Männer anstellen, aber der größte Teil von allen, die in seinen Diensten standen, bekamen ihn nicht zu Gesicht.

Ich selbst sah ihn nur einmal, ganz zufällig, auf einer Werft – : einen kleinen alten dunkelhäutigen Mann, der auf einem Auge erblindet war. Er hatte sich in ein schneeweißes Gewand gehüllt und trug gelbe Pantoffeln dazu. Malaiische Pilger, denen er etwas gestiftet hatte – Proviant oder Geld –, küßten ihm gerade ehrerbietig die Hände. Seine Wohltätigkeit erstreckte sich, wie ich später vernahm, fast über den gesamten Archipel.

Denn heißt es nicht: *Der Hilfreiche ist Allahs Freund?*

Alles in allem: Ein ausgezeichnete (sogar malerisch eindrucksvoller) arabischer Reeder, weltweiter Unternehmer im Transportwesen und Exporteur alten Schlages, der bei seinen Kapitänen, die Geschäfte in seinem Namen abwickelten, keine krummen Touren duldeten; seinetwegen hatten Seeoffiziere wie wir keine schlaflosen Nächte. Obendrein – was jetzt besonders mich anging – sein ganz vorzügliches schottisches Schiff, seetüchtig, leicht sauber zu halten und in jeder Hinsicht ungemein handlich. Abgesehen von seiner Antriebskraft, dieser Steamer wäre jedermanns Zuneigung wert gewesen. Ich zumindest bringe seinem Andenken tiefen Respekt entgegen – bis auf den heutigen Tag.

Dann die korrekte und doch lässige Art, in der wir den Seehandel betrieben und unsre Gewinne einfuhren! Nicht zuletzt meine Schiffsgefährten: ihr Anstand, Charakter und ihre Kameradschaftlichkeit wie brummiges Singen, helles Lachen... Unstreitig, bei alledem hier hätte ich mich nicht wohler fühlen können! Ich war wunschlos.

Und das alles ließ ich plötzlich sausen.

Ich ließ das Schiff einfach hinter mir – in jener uns so inkonsequent erscheinenden Weise, in der sich ein Vogel von

seinem komfortablen Ast abstößt. Schon kurz vorher war mir, als herrsche rings um mich her eine traumhafte Fremdheit, und dieser Eindruck der Fremde verstärkte sich noch. Ganz in der Nähe vernahm ich ein rätselvolles Wispern. Etwas, vor meinen Augen, entfernte sich...

Nun gut – vielleicht!

War meine Welt am Tag zuvor nicht noch im Lot gewesen? Tags danach fand ich anscheinend nichts mehr von ihr vor. Weggefegt. Ausgelöscht. – – Schimmer und Duft, das halblaut Melodische! Die Intensität der Wißbegier jungen Lebens. Hellwaches Wahrnehmen noch des Geringsten, des Bescheidensten. Und dann Herzenslust. Oder rigorose Anspruchslosigkeit. Und der Geschmack daran! Das unbekümmerte, unerschütterliche Behagen bei dem Gedanken an den morgigen Tag, an übermorgen... alles, ja alles!

Wieder einer dieser schon mehrmals erwähnten Augenblicke, was sonst!

Auch diesmal war er ungefähr wie der Anfang einer Kinderkrankheit, die uns noch im letzten Moment unserer grünen Jahre beim Wickel kriegt! So etwa packte es mich damals. Bis ich mich irgendwie losreißen konnte, um dann – dieser Vergleich liegt nun wirklich nahe – koppheister über Bord zu gehen.

Insgesamt setzte sich die Besatzung unseres Steamers aus vier Weißen, einer Menge Kalaschen und zwei malaiischen Bootsleuten zusammen. Jetzt starrte mir der Kapitän ins Gesicht, als stünde da geschrieben, was mir fehle. Schließlich war er Seemann und, seinerzeit, auch einmal jung gewesen. Dann mußte er sichtlich über mich schmunzeln. Das kam ihm wohl unter seiner Würde vor; er bemühte sich, allerdings vergeblich, dieses Schmunzeln unter seinem starken,

graumelierten Schnauzbart zu verbergen. Wenn ich absolut keine Lust mehr hätte, überlegte er laut, könne er mich sowieso nicht zurückhalten. Nicht mal mit Gewalt.

Danach kamen wir überein, daß ich anderntags abmustern sollte.

Als ich im Begriff war, das Kartenhaus zu verlassen, fügte der Kapitän plötzlich in einem seltsam nachdenklichen Ton hinzu, er wünsche mir, daß ich tatsächlich finden würde, was ich, allem Anschein nach, so begierig suche. Diese dunkle, versöhnliche Äußerung drang tief in mich ein; selbst die Schärfe eines Diamanten hätte das kaum vermocht. Ich glaubte nun wirklich, er verstünde meine Lage.

Weniger zart ging der Zweite Ingenieur mit mir um: Ein stämmiger junger Schotte, glattrasiert und helläugig. Zumeist tauchte aus der Luke über dem Maschinenraum erst sein rotes, ehrliches Gesicht auf, dann lange nichts. Bis endlich der ganze robuste Mensch, mit aufgekrepelten Hemdsärmeln, nun ziemlich flink zum Vorschein kam. Während er sich mir näherte, wischte er seine kräftigen Unterarme bedächtig mit einem Bund Putzwolle ab. Nahezu angewidert blickte er mich mit seinen hellen Augen an, als hätte ich unsere Freundschaft bedenkenlos aufs Spiel gesetzt und sie nun verloren.

Wichtigtuertisch sagte er:

»Hab ich Sie nicht gleich durchschaut?! Von Anfang an wußte ich, daß Sie uns so bald wie möglich im Stich lassen würden, um in dem Nest, aus dem Sie herkommen, so ein kleines dummes Mädchen zu heiraten.«

Die Leute im Hafen waren sich längst darüber im klaren, daß jener John Nieven ein eingefleischter Frauenverächter war. Wie lächerlich auch seine Bemerkung wirkte, sie war doch boshaft gemeint, sogar sehr boshaft. Für ihn war es sogar das Niederschmetterndste, das er sich ausdenken konnte. Ich schlug ein Lachen an, mit dem ich mich bei Mr.

Nieven verdammt gern entschuldigt hätte. Nur ein wahrer Freund wird so bitterböse.

Eine Weile ließ ich den Kopf hängen.

Auch der Erste Ingenieur beurteilte meinen Entschluß auf seine Art, die freilich wohlwollender ausfiel. Er war gleichfalls jung, sehr hager, und um sein hageres Gesicht ballte sich wie eine kleine Wolke sein flaumiger Bart. Ob im Hafen oder auf See, regelmäßig verbrachte er seine Freiwachen tagsüber auf dem Achterdeck. Dort ging er hastig auf und ab – mit einer Miene, als denke er unentwegt über die tief-sinnigsten Rätsel von Himmel und Erde nach. Sein ›vergeistigter‹ Ausdruck rührte jedoch von einem körperlichen Unbehagen her. Er litt unter chronischen Verdauungsstörungen.

Über meinen Fall mußte er nicht lange nachdenken. Auch ich hätte Magen- und Darmgeschichten – was denn sonst? Und schon schlug er mir vor, wenigstens noch für eine weitere Fahrt an Bord zu bleiben. Währenddessen werde er mich mit einer neuen Medizin kurieren, von deren Wirkung er felsenfest überzeugt sei.

»Machen wir einen Versuch«, drang er in mich. »Ich werde Ihnen zwei noch nicht angebrochene Flaschen von dieser Medizin stiften! Aus meinem eigenen Vorrat! Gratis! Sagen Sie selbst, ob sich jemand Ihnen gegenüber noch gefälliger verhalten könnte. Denken Sie ruhig nach!«

Das geringste Anzeichen von Nachgiebigkeit meinerseits hätte genügt, und der Erste wäre umgehend bereit gewesen, mich mit seiner abscheulichen (oder hochherzigen) Gabe kurmäßig zu traktieren...

Inzwischen hatten Unlust, Überdruß und Widerwille bei mir weiter zugenommen. Die letzten achtzehn Monate, so reich sie für mich an neuen Erlebnissen und Einsichten auch gewesen waren, jetzt kamen sie mir nichts als öde und trostlos vor – reine Zeitvergeudung! Mich beschlich ein Gefühl,

als wäre all diesen Erlebnissen keinerlei Wirklichkeit oder Verlässlichkeit abzugewinnen.

Was verstand ich denn unter *Wirklichkeit*?

Sicher wäre ich damals in großer Verlegenheit gewesen, hätte man von mir eine allgemeinverständliche Erklärung meiner Ansichten verlangt. Und hätte man nicht locker gelassen, so wäre ich womöglich noch in Tränen ausgebrochen. Jung genug dazu war ich.

Am nächsten Tag gingen wir, der Kapitän und ich, zum Hafenamtsamt, wo wir unsere gemeinsame Angelegenheit nun auch schwarz auf weiß regeln ließen.

Es war ein großer, hoher, kühler, weißgetünchter Raum.

Das durch Jalousien gedämpfte Tageslicht wirkte sichtlich beruhigend. Alle – die Beamten, das Publikum – waren weiß gekleidet. Nur die schweren, polierten Schreibtische im Mittelgang glänzten dunkel. Einige Papiere, die auf den Tischplatten lagen, schimmerten blau. Gewaltige Ventilatoren unter der weißen Saaldecke kühlten mit einem leichten Luftzug unsere schwitzenden Gesichter.

Der Beamte hinter seinem Tisch, dem wir uns näherten, setzte ein liebenswürdiges Lächeln auf. Dann wandte er sich an den Kapitän mit der formellen Frage:

»Abmustern und wieder anmustern?«

»Nein«, antwortete mein Kapitän, »endgültig abmustern.«

Sogleich verschwand das Lächeln auf dem Gesicht des Beamten, und seine Miene nahm einen tiefen Ausdruck an. Er blickte nun an mir vorbei – so lange, bis er mir meine ausgefüllten Papiere zuschieben konnte: als wären sie Pässe für die Unterwelt.

Ich beförderte sie in die Innentasche meines Leinenjackets.

Indessen zog der Beamte, in halblautem Ton, weitere Erkundigungen bei meinem Kapitän ein, worauf ich diesen gutmütig sagen hörte:

»Nein, er geht von Bord, um nach Hause zu fahren.«

»Ach so!« rief der Beamte aus und schüttelte betrübt den Kopf über meine traurige Lage.

Obschon ich ihn nicht persönlich kannte, lehnte er sich jetzt nach vorn über seinen Tisch, um mir mitleidig die Hand zu drücken – ungefähr in jener Weise, wie man es mit einem armen Teufel tun würde, der sich in Marsch zum Galgen setzt.

Wahrscheinlich schaute ich nicht gerade gottergeben drein, wohl auch nicht dankerfüllt über diese wildfremde Mitmenschlichkeit. Eher konnte man an meiner verstockten Miene den unverbesserlichen Sünder erraten.

Der nächste Postdampfer in Richtung Heimat fuhr erst in vier bis fünf Tagen. Da ich nun ohne Schiff war, ein Offizier zur See im Wartezustand, mußte mich die Mitwelt natürlich jetzt für einen simplen Reisenden halten, einen Schiffspassagier *in spe*, nahezu für einen Zivilisten. Der Ordnung halber hätte ich mir für die Wartezeit vielleicht ein Zimmer in einem Hotel suchen sollen.

Lag da nicht eins in nächster Nähe des Hafenamtes? Ein einstöckiger, aber langgezogener Bau, den weiße, von Säulen getragene Pavillons im Halbkreis umstanden. Dazwischen überall englisch geschnittener Rasen. Eine feudale Herberge – wenigstens in meinen Augen. Doch als ich mir dann vorstellte, wie ich dort, schneidig und mit vorschriftsmäßigen Bücklingen, den Ersten Offizier mimen würde: vor einem Publikum aus affektierten oder arroganten, unermeßlich reichen *Globetrottern* – da konnte ich nicht anders, ich mußte breit vor mich hin grinsen.

Ich ließ den Bau stehen, wo er stand, und schlenderte dann geradewegs zum Heim für Seeoffiziere.

Ich kannte die Strecke. Obgleich ich leicht gekleidet war und dichte Laubdächer über mir hatte, empfand ich halbbeußt die tropische Hitze aus der Höhe wie einen zunehmenden Druck der Luft, gegen den man machtlos ist.

Das Offiziersheim war das übliche:

Ein ziemlich großer Bungalow mit einer breiten, sich hinziehenden Veranda. Sonderbar, daß man in dessen Front einen kleinstädtisch wirkenden Miniaturgarten angelegt hatte. Immerhin, der gutgeratene Schnitt der Fassade erinnerte an Londoner Clubhäuser. Schaute man sich die Sache allerdings von innen an, ließ sich eine behördliche, verstaubte Akkuratessse kaum übersehen. Ich wußte, das Übernachtungsquartier für Deckoffiziere der britischen Handels- und Kriegsmarine unterstand dem Hafenamt als seiner zuständigen Verwaltungsbehörde.

Der Aufsichtsführende eines Offiziersheimes mußte offiziell mit *Chief Steward* angedredet werden. Der hiesige war von kleinem Wuchs und wog nicht mehr als einer, der seinen Lebensunterhalt damit verdient, bei Derbys Rennpferde als Sieger über die Zielgerade zu reiten. Ältere Fahrensleute erinnerten sich allerdings, wie der *Chief* sein Seefahrerleben mit einem runden Fiasko beendet hatte.

Als mehrmaliger Gast unter diesem Dach war mir nicht entgangen, daß der Chief Steward über genügend Personal verfügte. Er jedoch hatte mir öfters weiszumachen versucht, sein Posten hier reibe ihn völlig auf und werde ihn in absehbarer Zeit das Leben kosten. Wie das gemeint war, blieb mir schleierhaft. Womöglich war jederlei Arbeit für einen kleinvüchsigen, nicht mehr jungen Mann eine absurde Zumutung.

Hin und wieder hatte ich vernommen, daß dieser Obersteward es gar nicht gern hatte, wenn sich Logiergäste bei ihm einstellten und sich nach freien Gästezimmern erkundigten. Letzteres hatte ich anscheinend fast vergessen, denn ich bildete mir tatsächlich ein, der Aufsichtführende werde mein plötzliches Erscheinen *in persona* als glückliche Fügung betrachten. Allein schon der Abwechslung halber. Denn hier war eigentlich nie viel los.

Im Bungalow war es absolut still. Die Wohnräume wie ausgestorben. Und die Veranda fand ich ebenso menschenleer. Halt! Da rührte sich was. Am anderen Ende der Veranda, im letzten der in einer Reihe aufgestellten Liegestühle, ruhte oder schlief jemand, lang ausgestreckt. Nun hatten meine Schritte ihn aufgestört. Er drehte mir seinen Kopf zu und öffnete langsam ein Auge. Es sah – sogar noch aus dieser Entfernung – schrecklich glasig aus.

Ein Deckoffizier! Ja gewiß. Aber, bei Gott, nie hatte ein Offizier zur See wie dieser meine Wege gekreuzt. Nie und nimmer! Kopfnickend deutete ich einen Gruß an und zog mich dann eilig zurück. Beinahe auf Zehenspitzen.

Noch immer hatte sich im Speisezimmer keine Menschenseele eingefunden. Wie öde und monoton wirkte gerade dieser Raum auf mich. Nicht einmal der Ventilator unter der Zimmerdecke mit seiner mächtigen Luftschraube rührte sich.

Nun, da ging ich eben weiter, doch jetzt zielsicher, bis ich genau vor der weißlackierten Tür stand, auf der man in schwarzen Lettern die Worte CHIEF STEWARD lesen konnte.

Auf mein Anklopfen hin hörte ich hinter der Tür eine mißmutige Stimme:

»Himmel und Hölle! Was ist denn bloß jetzt schon wieder passiert!«

Auf der Stelle trat ich ein.

Ein Zimmer wie dieses, zumal in den Tropen, war allerdings merkwürdig. Hier herrschte eine Art Dämmerlicht oder Zwielflicht. Vor den geschlossenen Fenstern hingen riesige, billige, verstaubte Gardinen. Gewiß war der Raum seit längerem nicht mehr gelüftet worden. In jeder Ecke des Zimmers türmten sich Kartons, wie sie die Modistinnen in Europa benutzten. Das Mobiliar war natürlich wahllos zusammengekauft. Am ehesten weckte es die Erinnerung an jene ehrbaren *guten Stuben*, wie sie vor allem im Osten Londons einmal Mode gewesen waren. Dieses Roßhaarsofa, zum Beispiel, oder diese Lehnstühle mit den weitgeschwungenen Armstützen! Der Clou jedoch waren die Spitzendeckchen, schmierige Schonere, die auf all den entsetzlichen Möbelstücken herumlagen.

Nach dem Bewohner des großen Zimmers hier brauchte ich nicht zu suchen. Der Aufsichtführende, wie erwähnt, höchstens so groß wie ein Jockey, stakte zwischen den vier Wänden mit seinen längsten Schritten hin und her. Den marineblauen Rock hatte er abgelegt und trug augenblicklich bloß ein weißes Trikot zu seiner weißleinenen Hose. Erst jetzt fiel mir auf, daß die aufgereihten schweren Armstühle ihm auch als Deckung dienten. Hinter ihnen fühlte er sich offenbar sicherer. Während er stolz, innerlich jedoch nervös, auf und ab marschierte, hielt er seine dünnen Arme vor der Brust gekreuzt. Mit der rechten Hand umklammerte er seinen linken Ellbogen, mit der linken Hand seinen rechten. Beide liefen bei diesem mageren Menschen spitz zu.

Als der Chief Steward begriff, daß ich im Offiziersheim mehrere Tage und Nächte zu verbringen gedachte, konnte er einen Laut des Aufschreckens nicht unterdrücken. Er wußte ja, ich war kein grüner Junge mehr, der sich etwa mit den barschen Worten *Alles belegt!* abwimmeln ließ. Im Moment genügte meine Andeutung, daß ich vorhin die Anzahl